

Das Sebastian Mosaik

„Ach, Sebastian“, dachte Charlotte, wo hat unsere Liebe ihren Anfang genommen? Im Sandkasten, ohne dass wir es selbst bemerkten, als ich dich Klaus rief, wir mit deinem roten Lastwagen im Sandkasten über selbst gebaute Straßen fahren und ich zum ersten Mal in deine Augen blickte, dunkle, einsame Seen, durchtränkt von Traurigkeit, vom nahen Ende kündend?

Oder später?

Zufall oder Schicksal, dass deine Mutter nach ihrer Flucht aus Ostpreußen gegenüber von uns bei Familie Heinzelmann im Haus die obere Wohnung zugeteilt bekam? Deine Schwester Maria und du Sebastian, hattest am Todestag von Klaus Geburtstag; ein Umstand, dessen Bedeutung ich erst später begriffen habe, nachdem ich deine seltsame Geschichte kannte und unsere erste Liebe erblühte. Nahm hier unsere Geschichte ihren eigentlichen Anfang?

Ich weiß es nicht.

Ach, Sebastian, die Jugendjahre, später das schreckliche Zugunglück, dein Tod, erneuter Abschied, Jahre des Alleinseins. Und als du plötzlich vor mir standest, achtzehn Jahre später, im Dämmerlicht des Hausflurs – so jung, als temperamentvolle Frau, Bella. Unsere gemeinsamen Jahre, die Reisen, und erneut riss ein Unglück dich von meiner Seite, ein weiterer Abschied und Jahre der Hoffnung, des Wartens bis in die Gegenwart.

Und heute?

Kündigen die Erinnerungen an dich, unsere Liebe, dein Kommen an oder meinen Abschied vor der Zeit? An wie vielen deiner Gräber habe ich meine Tränen vergossen, mich deiner erinnernd, hoffend auf ein Morgen, ein Wiedersehen, ein letztes spätes Glück.“

Charlotte klagte seit den Mittagsstunden über Kopfschmerzen. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie auf der porösen Steinbank am Musikpavillon, ihrem Lieblingsplatz, von dem ein schmaler Kiesweg zum Haupttor führte. Von hier aus konnte sie unbemerkt die Ein- und Ausfahrenden beobachten, ihr Kommen und Gehen, die mit den Monaten kürzer werdenden Besuche bei der Frau, dem Mann, den Eltern, die sich spätestens nach einem Jahr auf Geburtstag und Weihnachten reduzierten. Das Alter, der damit einhergehende Verfall an Körper und Geist, schreckte ab; nur Wenige ertrugen diesen Blick in die eigene Zukunft.

Die Welt dort draußen sprach eine andere Sprache, die nichts mit der hier herrschenden Wirklichkeit gemeinsam hatte und in einer Zeit, die täglich neue Vorstellungen über das Leben in Bezug auf Mode und Lebensart erfand und über die Medien verbreitete, blieb die dunkle Seite des Lebens, seine Schattenseite, die weder mit Geld noch guten Worten korrumpierbar ist, ausgesperrt. An der Nüchternheit ihrer Insel, des Hauses Langwiesen, zerbrach der Glaube an das ‚Alles ist möglich‘ und die Hoffnung, dass das Jetzt, dieses zerbrechliche Selbst, bis in die Ewigkeit gedehnt werden könne, täglich neu auferstehe, wie die Sonne es seit Urzeiten tat, zerrann wie der verbliebene Rest Schnee nahe der Büsche, wo selbst der sonnigste Tag die Schatten nicht vertreiben konnte, in der Zeit ihres kurzen, nahe dem Horizont verlaufenden Weges.

Der Besuch im Altenheim glich den Besuchen der Nachtmeerfahrt des Sonnenkindes, nur mit dem Unterschied, dass sie verwandelte, nicht neu erschuf, den Glauben zerbrach, nicht stärkte. Der kommende Tag warf ein anderes bleicheres Licht auf die Welt, in dessen Schein der Glanz der Dinge

weniger strahlte als zuvor. Die mediale Präsenz, ihr Netz der Illusionen und Versprechen, bröckelte auf der dunklen Seite, und kein Sonnenaufgang heilte die nächtlichen Wunden.

„Nichts währt ewig“, dachte Charlotte, tief in ihre Gedanken verstrickt, und niemand wusste das besser zu beurteilen als sie.

Der erste März war ein trüber Tag, der Himmel grau, voll dunkler Wolken, die ein kräftiger Südwind über das Land trieb. Die letzten Reste des verspäteten Wintereinbruchs fielen den milden Temperaturen zum Opfer und verwandelten die Parkanlage in eine finnische Seenlandschaft.

In ihren Erinnerungen kehrte Charlotte, wie so oft in den vergangenen Tagen, in die Kindheit zurück, jener unbeschwerten Zeit, in der das Leben noch die ursprüngliche Unschuld besaß wie vor der Bewusstwerdung des Menschen.

Die früheren Spielkameraden in alle Winde zerstreut, trotz des Schwurs auf die Freundschaft, konnte das Versprechen nicht über die Wirren der Jugendjahre gerettet werden.

„Wir sind anders!“, hörte Charlotte sich im Kreis ihrer Freundinnen rufen. „Nicht wie unsere Eltern“, und obwohl sie den Splitter im Auge ihrer Mütter und Väter sahen, entging ihnen der Balken im eigenen Blickfeld, ihre Angepasstheit an das Korsett des Andersseins, an das Gefängnis ihrer neuen Zeit.

Erinnerungen an den Vater, der, als sie gerade neun Jahre alt war, einem Hirnschlag erlag; an Klaus, dessen Vater bei Miele arbeitete. Jedes Jahr zu Weihnachten, Wochen vor der eigentlichen Bescherung, gab es in seiner Firma wunderschönes Spielzeug, Werbegeschenke für die Kunden: Lastwagen mit Firmenaufdruck, mit denen sie über sandige Pisten holpterten; jedes Jahr ein neues Modell. „Lass die Vergangenheit ruhen!“, mahnte sie ihre innere Stimme.

Klaus, blond, immer lachend, in das sich bei jedem dritten Atemzug ein Glucksen mischte, der im Sandkasten neben ihr kauerte, sie oft als ‚Mädchen‘ beschimpfte und davonstürmte. Als sie ihn, Tage vor ihrem fünften Geburtstag zum letzten Mal oben am Fenster sah, ein bleiches verschwitztes Gesicht, das aus müden Augen das Treiben auf der Straße beobachtete.

Charlotte blinzelte, wischte mit dem Taschentuch, das sie stets im rechten Ärmel ihrer Strickjacke versteckt hielt, die Tränen ab.

„Altes Ding, du!“, klagte sie, „Du wirst es doch erwarten können, bis er wieder kommt!“

Sie schloss die Lider, und mit der Dunkelheit änderte der Zeitstrom seine Richtung, überließ das Jetzt seinem eigenen Schicksal und reiste mit Charlotte in ihre Kindheit. Längst verschüttet geglaubte Erlebnisse trifteten an die Oberfläche, und mit jeder Stunde, die sie tiefer in das Dunkel ihrer Vergangenheit eindrang, wurde das Gefühl, auf der Flucht vor dem Morgen, dem Unausweichlichen zu sein, stärker. Die Nachtmeerfahrt, der Weg zur Erneuerung, ist ein zweischneidiges Schwert, dessen Reise mit dem Untergang des Bestehenden, dem Tod, seinen Anfang nimmt. Jetzt, mit 75 Jahren, birgt jeder neue Morgen plötzlich eine Fülle an Erinnerungen, sie fluten wie aus unsichtbaren Poren aus den Alltagsgegenständen in Charlottes Bewusstsein, verschieben sie aus dem Jetzt ins Gestern, als teile der Strom der Zeit das Leben in zwei Hälften, einer körperlichen im Jetzt, in die Zukunft gerichteten, während die andere, dem Bewusstsein verhaftet, dem Zeitpunkt der Geburt zustrebt.

Nie würde Charlotte Klaus‘ Augen vergessen, diese tief in den Höhlen glimmenden Boten des nahen Todes. Besuchen durfte sie ihn nicht, und Tage später, an einem warmen Frühlingstag im März, schien die Sonne auf ihre polierten Lackschuhe. Der Pfarrer sprach tröstende Worte, übergab den kleinen Sarg der Erde, dem dunklen Loch, diesem Furcht einflößenden Moloch, der dort unten haus-

te, nach Menschenfleisch gierte. Sie warf Blumen zur Besänftigung des Monsters in die Grube hinab, reichte ihren Eltern die Hand und empfing später beim Leichenschmaus den roten Miele Lastwagen.

„Er hätte es gewollt“, sagte Klaus' Mutter weinend und drückte lange ihre Hand.

Worte, die damals keinen Sinn ergaben, weil ihr verborgener Aspekt, ihr unbekannt war. Behutsam, als sei er aus Glas, trug sie ihn nach Hause, stellte ihn auf ihr Bücherregal. So hielt der rote Lastwagen die Erinnerung an Klaus in ihr am Leben. In den Wochen danach nahm sie ihn täglich in die Hand, doch bald wurden die Abstände größer, die Bilder auf ihrer inneren Leinwand blasser, seltener, und an seinem ersten Todestag, war sein kurzes Dasein auf das Gesicht am Fenster geschrumpft und der rote Lastwagen hinter Büchern vergraben.

Jahre später, wenn Charlotte mit Mutter zu Opas Grab musste, kamen sie an Klaus' letzter Ruhestätte vorüber. Sein Name war eingraviert in grauen Naturstein. Der Blumenschmuck wechselte mit den Jahreszeiten und zuweilen, wenn sie auf dem Heimweg von der Schule die Abkürzung über den Friedhof nahm, verweilte sie kurz an seinem Grab, legte selbst gepflügte Wiesenblumen auf die triste Fläche, sein bleiches, von der Krankheit gezeichnetes Gesicht vor Augen.

Die Zeit heilt alle Wunden, behauptete der Volksmund, ohne darauf zu verweisen, dass damit nur die Hälfte der Wahrheit zur Sprache kam, die andere, jene der Erinnerungen, der damit verknüpften Gefühle sanken nicht in dem unerschöpflichen Pool der Vergangenheit auf den Grund des Vergessens, im Gegenteil: Beharrlich trieben sie an der Oberfläche, bereit, ihre Energie jederzeit an ein beliebiges Objekt zu heften, um so die Jahre zu überdauern; ein steter Stachel im Fleisch, dessen Schmerz ins Bewusstsein bringt, was eigentlich längst Geschichte sein müsste.

Ein weiteres Jahr ging ins Land. Charlottes Opa bekam Gesellschaft. Wieder stand Charlotte dem dunklen Moloch gegenüber, dessen Macht bis ins Herz der Erde reichte, wo er die sterblichen Überreste verbrannte, vollendete, wovor die gläubigen Verstorbenen ebenso wie die Hinterbliebenen zurückschreckten, vor dem Weg ins Krematorium. Der Sarg senkte sich ins Grab hinab, und mit jedem Ruck, den er tiefer ins Erdinnere vordrang, wurde er kleiner, glich am Ende seiner Reise dem von Klaus und erneut, - Charlotte konnte es nicht verhindern - blickte er vom Fenster auf sie herab, wortlos, allein mit den Augen Abschied nehmend.

An diesem Abend suchte sie nach dem roten Laster, entdeckte ihn in einer Kiste mit Spielsachen, stellte ihn, nachdem er vom Staub befreit war, zurück ins Regal.

Später, als sie im Bett lag, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und an die von der Laterne spärlich erhellte Zimmerdecke starrend, kam ihr zum ersten Mal zu Bewusstsein, wie hartnäckig Klaus, dieser vor zwei Jahren verstorbene Nachbarsjunge ihren Gedanken anhing und dass Erinnerungen ein merkwürdiges Stück Vergangenheit darstellen, die weder der Zeit noch der persönlichen Kontrolle unterliegen.

„Scheinbar“, so ihre damalige kindliche Vermutung, „existieren sie außerhalb unserer Wirklichkeit. „Erinnerungen“, so folgerte sie weiter, „gehen eigene Wege, Schleichwege, und hin und wieder begegnen wir ihnen an Kreuzungspunkten und werden dann von der Wucht des Zusammenstoßes in die Vergangenheit geschleudert.“

Über diesen Gedanken schlief Charlotte ein, und am nächsten Morgen kündete nichts außer dem roten Laster auf dem Regal von den Gedanken des Vorabends.

Charlotte strich eine Strähne ihres grauen Haares aus der Stirn, lauschte in Richtung der Einfahrt, schalt sich zum hundertsten Mal eine alte Närrin und musste darüber lächeln, weil sie die Worte ihrer Mutter benutzte.

Im Jahr darauf, gegen Ende der zweiten Klasse, starb der Vater, ohne Vorwarnung an einem Hirn-schlag. Mit der Zeitung in der Hand war er zur Mutter in die Küche gekommen, formte tonlos Wor-te und brach zusammen.

Ein freundlicher Frühlingstag. Wieder stand Charlotte am Abgrund des frisch ausgehobenen Gra-bes, in dem Oma und Opa bereits auf ihren Sohn warteten. Der Moloch griff erneut nach ihrer Fami-lie, wieder wurde ein Mensch auf wunderbare Weise zu Erde, zu Staub, um am Jüngsten Tag aufzu-erstehen.

„Gott“, so vermutete Charlotte, „musste ein unheimlich gutes Gedächtnis haben, wenn er eine so große Zahl von Menschen aus der Erinnerung neu erschaffen konnte.“

Diese Fähigkeit beeindruckte sie zutiefst.

Der Sarg wurde unter den Tränen der Mutter in jene Maschinerie eingebettet, die ihren Vater in zweierlei Hinsicht wandelte, zum Einen wurde er Erde und zum Anderen ein Engel, der sie behü-ten, ja, stets ein wachsames Auge auf ihr Tun haben wird.

Die Anwesenden warfen Blumen und Erde auf den Sarg, huldigten dem Verschlinger, ehe die Trauergemeinde zum Gasthof Ochsen pilgerte, nicht ohne des Verstorbenen zu gedenken, der ein so guter Mensch, liebevoller Vater und verantwortungsvoller Ehemann gewesen ist. Die Mutter, ge-beugt, mit roten Augen, die Handtasche fest an ihre zitternde Brust gedrückt, umringt von Ver-wandtschaft, hielt sich tapfer, bis sie am Tisch saßen und der Wirt vom Ochsen die Bestellung der Getränke aufnahm.

Am Abend kauerte Charlotte vor dem Radio, während die Mutter mit einem unbekannten Herrn mittleren Alters sprach, der von Zeit zu Zeit aufstand, mit auf dem Rücken überschlagenen Händen durch das Wohnzimmer schritt, dabei nachdenklich den Kopf hin und her wiegte. Als Mutter sie um zehn aufforderte ins Bett zu gehen – schließlich sei morgen trotz des schlimmen Kriegsgeschehens Schule – genehmigte sich der fremde Herr den ersten Schnaps.

„Nur zur Beruhigung“, prostete er imaginären Personen zu, kippte die grüne Flüssigkeit mit einem gedehnten „Aaahhh“ in den Mund. Der Unbekannte entpuppte sich am Tag darauf als Bruder des Vaters, der in München wohnte, Frau und zwei Kinder besaß und mit Vater seit Jahren keinen Kon-takt mehr gepflegt hatte.

In ihrem Zimmer tauchte wie auf ein geheimes Kommando hin Klaus' Bild hinter den zusammenge-pressten Lidern auf. Kraftlos winkte er ihr zu und, als er ihrer Aufmerksamkeit sicher schien, griff er den roten Laster und schob ihn, ganz in sein Spiel versunken, auf dem Fenstersims von links nach rechts.

Es wurde merklich kühler. Charlotte fröstelte leicht. Mit einem Blick auf ihre Uhr vergewisserte sie sich, dass bis zum Abendessen noch Zeit war.

Dienstag. Wurstplatte mit Gurken, schal schmeckendem Tee und trockenem Brot, das seit den Mit-tagsstunden aufgeschnitten im Korb vorbereitet lag. „Ach, Sebastian“, fuhr sie in Gedanken fort, „wo bist du nur alle die Jahre gewesen? Welche Straßen gehst du jetzt entlang? Wiederholt es sich bereits? Eifersüchtig bin ich auf dich, dein neues, junges Leben. Sebastian ... Die Gegenwart berei-tet mir keine Angst, aber die Erinnerungen, gegen die ich mich täglich weniger zur Wehr setzen kann; die Bilder in meinem Kopf – sind sie ein Zeichen? Bist du, mein Chamäleon, auf dem Weg zu mir?

Morgens, wenn ich in den Spiegel sehe, das faltige von den Jahren der Schwerkraft zerstörte Ge-sicht, dann möchte ich mein Leben verdreifachen, mich dadurch verjüngen, um all das nachzuholen, was wir in der langen Zeit deiner Abwesenheit versäumten. Ach, könnten wir es nachholen!“, jam-merte Charlotte, wischte den Speichel aus ihren Mundwinkeln und lauschte nur einmal mehr den

nahen Geräuschen.

„Die Hoffnung ist ein seltsames Ding. Impliziert sie nicht für das Jetzt einen negativen Zustand? Hoffnung. Der Tod des Vaters, die nächtlichen Bombenangriffe, Flammenmeere und verkohlte Leichen, die unter der Berührung zerbrachen und – Hoffnung?“

Wie oft sah sie in diesen Jahren die Mutter in Schwarz am Grab von Bekannten oder deren Männern und Söhnen stehen, gebeugt, weinend. Jeder Tote zieht unweigerlich den Nächsten mit hinter, pflegte sie zu sagen, wenn sie in Gedanken versunken am Küchentisch saß und auf Vaters verwaisten Platz starrte. An allem ist nur dieser ... Hier brach sie ab. Es könnte jemand mithören, sie melden, und was sollte dann aus Charlotte werden? Furcht und Hoffnung, dazwischen flüchtige Momente des Ausruhens, des Vergessens, in einer Zeit, die angefüllt war mit Zorn und Kummer, Kriegstoten und verkrüppelten Heimkehrern, untauglich zum Heldentod an der Front.

Der Krieg diktierte den Tagesablauf und immer wieder Hoffnung auf bessere Zeiten, zumindest auf eine Zeit, die besser ist als der momentane Zustand. Nur wenige Erinnerungen aus diesen Jahren sind ihr im Gedächtnis haften geblieben und selbst diese wurden verdrängt, wie die Fragen der Schuld für die begangenen Gräuelt.